

Horden von Normalverbrauchern

SPIEGEL-Redakteur Claudius Seidl über die Hauptstadt-Verweigerer von West-Berlin

Hier in der Gegend muß es sein, um die Ecke vielleicht oder zwei, drei Straßen weiter. Hier in der Gegend soll es kochen, brodeln, überschäumen – so laut und heftig, daß die Echos bis nach München oder Hamburg hallen. Hier irgendwo vereinigt sich die halbe Stadt mit ihrer anderen Hälfte und zeugt dabei die hellste und die schnellste aller Metropolen.

Doch es brodeln nicht in der Kreuzberger Oranienstraße, und nichts schäumt über; es schneit nur dicke, feuchte Flocken an diesem Winternachmittag, und auf den Bürgersteigen klebt ein glitschiger, schwarzbrauner Matsch. Diese Straße ist nichts für Flaneure, nichts lädt hier zum Bummeln ein, jeder schaut, daß er weiterkommt, und die Blicke der Passanten sind so trüb wie die Fassaden der Häuser und die Wolken am Himmel über Berlin.

Manche flüchten sich ins Café Alibi, wo die Preise reell sind wie in einer Dorfwirtschaft und menschliche Wärme über die Mängel der Heizung hinweghelfen soll. Die Gäste hier sind sehr jung und sehr sanft, jeder scheint den anderen schon seit langem zu kennen; sie begrüßen einander mit beiläufiger Vertrautheit und haben sonst nicht viel zu reden.

Die Jungen sehen rustikal aus mit ihren derben Schuhen und ihren selbstgestrickten Jacken und Pullovers, die wenigen Mädchen blicken ernst und ein wenig weltfremd aus ihren ungeschminkten Gesichtern. Und dieser Bursche, der eben das Lokal betritt, nimmt seine Pudelmütze gar nicht erst ab, klopfet sich nur den Schnee von den Schuhen – und wie er seinen Rucksack an den Kleiderständer hängt und dann auf Schwäbisch einen heißen Tee bestellt, sieht der Mann so aus, als käme er nicht aus Großstadtstraßen, sondern aus dem dunklen, deutschen Wald. Das Café Alibi hat seinen Namen mit gutem Grund: Die Metropole ist anderswo – und dort soll sie auch bleiben.

Doch die alten, sanften Zeiten gehen vorbei, schon staut sich der Verkehr von West nach Ost in den Straßen des Viertels, in den Autos sitzen Fremde, Feinde, Eroberer, und bald, so fürchten hier die Leute, werden sie auch Kreuzberg zu ihrer Beute machen.

Die Angst geht um im Kiez von West-Berlin, die Angst vor einer neuen, größeren und ganz normalen Stadt. Seit-



Kreuzberg, Oranienstraße: Kein Ort für Flaneure

dem die Mauer weg ist, merken viele erst, was sie an dieser Mauer hatten: Nur im Schutz des häßlichen Betonwalls konnte sich hier diese alternative, multi-provinzielle Gesellschaft entwickeln, die auf die Jugend Westdeutschlands so anziehend wirkte. Die Mauer stand fest und sicher, man konnte auf sie bauen: Luftschlösser und Gedankengebäude vor allem. Seit ein paar Monaten gibt es hier T-Shirts zu kaufen, auf denen steht die Parole der Saison: „Ick will meine Mauer wiederhaben!“

Toni Wirthmüller weiß, daß daraus nichts wird, und deshalb überlegt er sich jetzt, ob er abhauen soll. Es ist ihm nicht schlechtgegangen in den letzten Jahren, als Maler hat er fast schon den Durchbruch geschafft, und die 200 Mark Miete fürs Studio hat er sich immer leisten können. Das Leben war billig in Berlin, darum brauchte Toni seine Bilder nicht teuer zu verkaufen, das gab ihm die Freiheit, um den eigenen Stil zu ringen. Tonis Kunden kamen zwar meist aus dem Westen, aus Hamburg, München oder Köln – doch wenn sie den Maler in seinem Kreuzberger Atelier besuchten, wenn sie dafür die Bronx von Berlin durchqueren mußten, dann hatte das einen besonderen Thrill. Und es ließ auch die Bilder besonders wirken, besonders authentisch und wertvoll zudem.

Fürs Besondere, bangt Toni heute, bleibt kein Platz mehr im neuen Berlin. Schon hört er von allen Seiten, daß schäbige Fabriketagen umgewandelt werden in schicke Wohn-Lofts und teure Büroräume, und auch Tonis Atelier, das in einem malerisch düsteren Hinterhaus liegt, wird nicht mehr lange so billig bleiben: Früher war hier die Welt zu Ende – heute liegt das Viertel mitten in der Stadt. Aber wenn in Berlin die Mieten steigen, gibt es für Toni keinen Grund mehr, hierzubleiben. Dann kann er gleich nach Köln oder München gehen: „Dort sind die Mieten zwar auch sehr hoch, aber es gibt viel mehr und viel potentere Käufer für meine Kunst.“

Michael Ramsden kam im März in die Stadt, und damals hatte er noch Illusionen. Michael ist Maler und stammt aus Australien, wo er als einer der Größten gilt. Im Winter war er Wim Wenders begegnet, der hatte ihn aufgefordert, nach Berlin zu kommen, und weil Michael hungerte nach neuer Inspiration, war er der Einladung bald gefolgt.

Aus der Ferne sah die Wiedervereinigung sehr spannend aus, Berlin wirkte wie „the hottest spot in the world“, und wie die meisten Fremden verwechselte auch Michael die Zukunft mit der Vergangenheit dieser Stadt: Er hatte Christopher Isherwood gelesen, „Leb wohl,



Kiez-Café Alibi: Die Angst geht um

Berlin“, er kannte „Cabaret“ aus dem Kino, auch an Fritz Langs Monokel und Bert Brechts Lederjacke konnte er sich erinnern, und aus solchen mythologischen Partikeln setzte sich seine Phantasie von der Stadt zusammen: Es war das Berlin der zwanziger Jahre, die Welt der Nachtclubs und der Gigolos, die Höhle des Lasters und der Ausschweifung, das Reich des Doktor Mabuse und der „Cabaret“-Tänzerin Liza Minnelli alias Sally Bowles.

Inzwischen weiß auch Michael Ramsden, daß die Kulissen für diese Filmphantasie von dem Bayern Rolf Zehetbauer in den Studios der Münchener Bavaria gebaut wurden und daß das Berlin von heute mit dem Kino-„Cabaret“ von damals ziemlich wenig gemeinsam hat:

Nicht der Hang zur Ausschweifung, sondern die pure Aggression prägte das Verhalten der Menschen, die Deutschen haßten die Ausländer, die West-Berliner verachteten die Leute aus dem Osten. Und wenn überhaupt noch etwas an den Doktor Mabuse erinnere, dann seien das die bössartigen Manieren von Omnibusschaffnern, Autofahrern und Verkäufern.

Berlin ist böse mit sich selbst, die Stadt ist nicht mehr das, was sie einmal war, und keiner weiß so recht, was aus ihr werden soll. „Kreuzberg wird normal“, meldet, ganz verschreckt, der sonst so biedere *Tagesspiegel*. Berlin darf nicht Hauptstadt werden, fordert das Stadtmagazin *Tip* in einer wütenden Polemik, weil die Berliner zu pro-

vinziell seien, zu kleinkariert, zu spießig.

Natürlich findet man hier kaum jemanden, der sich als Spießler oder Provinzler bezeichnen würde – doch jenen, die sich stets als Avantgarde oder Bohème oder als großstädtische Intellektuelle gaben, fällt zur Vereinigung besonders wenig ein.

Die Studentin Anke beispielsweise schimpft darüber, daß die Kommilitonen aus dem Osten die völlig überlasteten Bibliotheken endgültig lahmlegten, weshalb die Einheit schädlich für die Bildung sei.

Der Dozent Norbert fürchtet vor allem um die Berlin-Zulage – „das macht sicher 500 Mark im Monat“ – und ist erleichtert, daß die Studenten aus Ost-Berlin seine Seminare meiden: „Die sind nicht gewohnt, mal um die Ecke zu denken, die interessieren sich nur für solches Wissen, das sie mitschreiben können.“

Die Buchhändlerin Antje, die in Berlin einen großen Verlag vertritt, hat seit dem Fall der Mauer ihren Aktionsradius und ihren Umsatz enorm gesteigert und also allen Grund zur Freude. Doch sie bezeichnet sich verschämt als „Friedensgewinnlerin“, und es klingt, als dürfe man in Berlin seine Freude über die Einheit nicht allzu laut demonstrieren. Die Kleinheit ist populärer.

Bernd ist Karikaturist und ein Meister der kleinen Form, doch neuerdings entwirft er gern Schreckensgemälde, gewaltig und düster und ganz in Schwarzweiß: Horden von Normalverbrauchern und Häuslebauern setzten schon an zur Invasion und Unterwerfung Berlins. Lauter Barbaren und Ignoranten seien das, nur an Konsum und billigem Vergnügen interessiert, und wenn sie vom kulturellen Ehrgeiz gepackt würden, dann kauften diese



Großstadt-Maler Wirthmüller, Ramsden: Mit Doktor Mabuse im Omnibus



Berliner Mauer vor dem Fall: Die Uhren gingen anders

Leute höchstens mal eine Eintrittskarte fürs Theater am Kurfürstendamm.

Die Avantgarde aber, sagt Bernd, all die ernstesten jungen Menschen, die so gern Performances veranstalten oder zumindest besuchen, die Vernissagengänger und die Freunde der atonalen Rockmusik würden nun an den Rand gedrängt, in die Reservate verwiesen, und womöglich, fürchtet Bernd, stirbt bald die ganze Szene aus.

Und so trauert Bernd um die gute alte Zeit, und jeder aufrechte Szenemensch trauert mit ihm. Die wenigsten stammen aus Berlin, und die meisten stehen jetzt da verschwinden, was sie einst hierhergelockt hat. Es war die Atmosphäre, die ein bißchen dörflich war und ein bißchen wie in Brooklyn. Es war das Leben, das beschaulich oder gefährlich war, je nachdem, wo und wie einer wohnte. Es war das Paradoxon einer Stadt, die künstlich ernährt werden mußte – und das sichtlich genoß. Demnächst werden die West-Berliner ihren Kindern davon erzählen, wie es früher hier war.

Damals, in den siebziger und achtziger Jahren, war Berlin nicht bloß ein geographischer, sondern auch ein mythologischer Ort und eine gute Stadt für die Helden des Undergrounds. Lou Reed besang damals Berlin in einem kleinen und sehr traurigen Lied. Iggy Pop kam immer mal wieder vorbei und

war ganz begeistert von Tristesse und Verfall. Und David Bowie, der hier ein paar Jahre lang wohnte, nahm sein Album „Heroes“ in Berlin auf und sang, auf Deutsch, auch eine Hymne für alle jungen Berliner: „Niemand gibt uns eine Chance / Doch wir können siegen / Für immer und immer / Und dann sind wir Helden / Für einen Tag.“

Damals, so erzählt die Legende, kämpfte Christiane F. am Bahnhof Zoo um ein bißchen Würde und die tägliche Dosis Heroin. Damals ignorierten junge Männer aus Schwaben, Hessen oder Westfalen ihre Einberufungsbefehle, weil sie in Kreuzberg einen anderen, wichtigeren Kampf zu bestehen hatten: wider die Spekulation und die Polizei und das ganze bourgeoise Pack.

Damals fiel die Berliner Politik zwar nur durch Provinzialität auf, und die Hervorbringungen der Hochkultur waren auch nicht besser als in anderen deutschen Städten. Doch Schöneberger Rathaus und Schiller-Theater galten den Avantgardisten und den Alternativen nur als Enklaven einer fremden und fernen, einer bundesrepublikanischen Lebensform. Das wahre Berlin lag anderswo.

In der Vorstellung seiner jungen Bewohner war Berlin nicht irgendeine Stadt, sondern ein großes, kühnes Experiment, ein riesiges Versuchsfeld, eine Art Freiluftlabor. Hier wurden die

besseren Lebensentwürfe erprobt, hier wurden die bürgerlichen Werte so heftig wie sonst nirgendwo in Frage gestellt, hier gab es mehr besetzte Häuser und mehr Rockgruppen und mehr Bioläden und keine Sperrstunde.

Wer kein Haus besetzen, sondern eine Wohnung mieten wollte, lebte trotzdem billiger als in jeder anderen Großstadt. Wer nicht arbeiten wollte, konnte das hier bequemer bleibenlassen als anderswo. Und wer einen Job hatte oder eine Band oder irgendein kulturell wichtiges Projekt, der bekam Zulagen und Subventionen, von denen die Bewohner Frankfurts oder Hannovers nicht einmal zu träumen wagten.

Insofern herrschte der real existierende Sozialismus nicht im Osten, sondern im Westen der Stadt; die Mauer taugte tatsächlich als antikapitalistischer Schutzwall, und die DDR war kein Gegner, sondern das Glacis für West-Berlin: Sie hielt die Bundesrepublik, diese feindliche Gesellschaft voller Konkurrenz und Marktwirtschaft und Normalität auf Distanz. Selbst die Uhren schienen hier anders zu gehen: Nirgendwo sonst in der modernen Welt gab es noch eine funktionierende Stadtmauer.

So jedenfalls stellte sich die Lage aus der Sicht einer Kreuzberger Fabriketa-ge oder einer Schöneberger Studentebude dar – und deshalb sucht man unter

jungen West-Berlinern meist vergeblich nach jenen, die über das Zusammenwachsen der beiden Stadt-Hälften so richtig jubeln können. Und daß die Berliner Luft nun brodle, koche, überschäume, daß die Vereinigung ein lustvoller und irgendwie erotischer Vorgang sei, das vermuten und schreiben nur die Illustrierten und die Reismagazine aus Hamburg oder München.

Manchmal gibt es schüchterne Annäherungen und scheue Flirt-Versuche. Neulich etwa lud eine freie Künstlergruppe aus Berlin-Mitte auch West-Berliner Kulturmenschen zur Vernissage ein. Es standen viele Wodkaflaschen im Atelier, das Bier war billig, und es gab viel davon – doch selbst den Betrunkenen fiel es schwer, sich zu verbrüdern.

Die Westler fühlten sich unbehaglich, weil sie sich immer wieder dabei ertappten, wie sie nicht nur die Bilder und Objekte, sondern auch die Künstler und das ganze Ambiente wie Ausstellungsstücke musterten. Die Ostler fühlten sich unbehaglich, weil sie merkten, daß sie gemustert wurden. Und dann begannen sie, so trotzig wie verbissen, ihre Kunst zu rechtfertigen, ihre Bilder in den Gesamtzusammenhang der DDR-Geschichte zu stellen, und immer wieder schwang durch diese Sätze der traurige Zweifel, ob die arroganten Westler das überhaupt verstehen wollten.

Und als die Party zu Ende ging, war allen klar, daß auch so mancher Ost-Berliner seine Mauer wiederhaben will. Von der Zukunft aber redet keiner hier. Diese Stadt behauptet von sich selbst, daß sie niemals einschlafe. Vielleicht hat sie dabei das Träumen verlernt.

Roboter

Krachende Faust

Computerstudenten in den USA haben einen neuen Sport entdeckt: Sie lassen programmierte Lego-Roboter gegeneinander antreten.

Zuckend standen sich die beiden Gegner gegenüber, dann setzte „Stupid Scorpion“ zum Spurt an. Mit voller Wucht rammte er – desorientiert – die Wand der Arena, die Zuschauer auf den Rängen (Schlachtruf: „Stupid, Stupid!“) tobten vor Vergnügen, als er sich beide Arme brach.

Nebenan waren derweil zwei Einar-mige aneinandergeraten, „Anthrax“

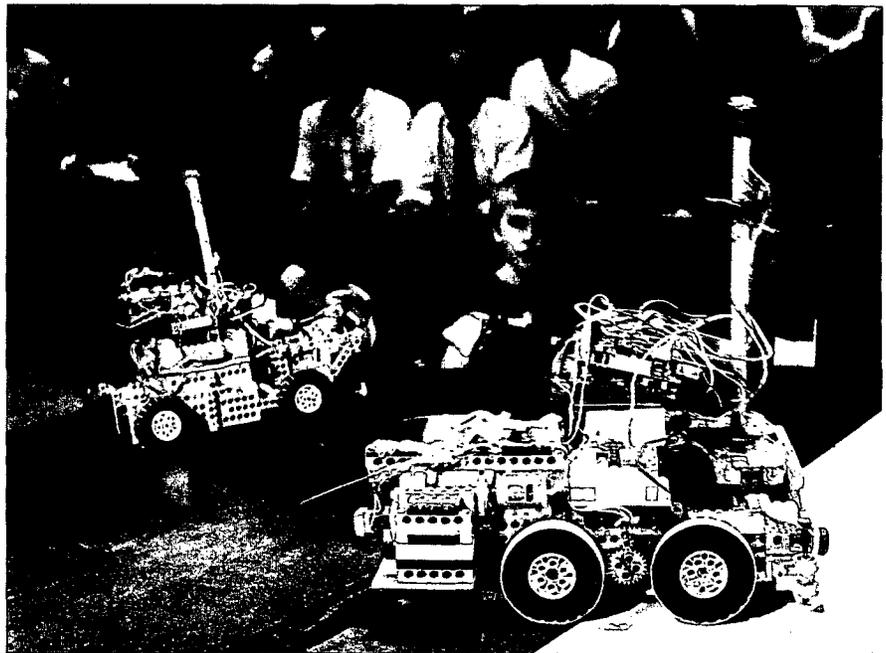
hatte „E.T.“ noch auf dessen Grundlinie gestellt. Vom schrillen Pfeifkonzert auf der Tribüne unbeeindruckt, verharrten beide Kämpfer nun, starr verklammert, bis zum Gong.

Die Stimmung am Ring glich der bei einem Catcher-Schaukampf. Doch keine großmäuligen Muskelprotze gingen hier aufeinander los, sondern halbwegs intelligente Maschinen: wendige Mini-roboter, zusammengesetzt aus bunten Lego-Bauteilen.

Angehende Computerwissenschaftler haben die Automaten konstruiert und programmiert, Schauplatz des dreistündigen Turniers war der Hörsaal 26-100 des ehrwürdigen Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Cambridge an der amerikanischen Ostküste. 150 MIT-Studenten beteiligten sich an diesjähri-

Die Regeln dieses Roboter-Pingpong wurden eigens für den diesjährigen Wettkampf entwickelt: Auf einer Spielfläche von der Größe eines Pingpong-Tisches, deren Hälften zur Mittellinie hin leicht ansteigen, müssen die Maschinen innerhalb von 60 Sekunden möglichst viele weiße Kunststoff-Bällchen von der eigenen auf die Seite des Gegners bringen. Verloren hat der Roboter, auf dessen Feld am Ende die meisten Bälle gezählt werden.

Wer es bei diesem Match etwa mit „Arizona Charlie“ zu tun hatte, wurde mit Bällen buchstäblich überschüttet – Gegenwehr zwecklos. Die rotblaue, mährescherähnliche Maschine schaufelte sich vorn die Bälle ein und schob sie dann weiter in ein schmales Magazin, aus dem ein ausgeklügeltes Schnellfeu-



Kämpfende Lego-Roboter beim MIT: Turnier der Einar-migen

gen Lego-Roboter-Wettkampf (offizieller Titel: „6.270 Contest“), der sich mittlerweile vom Uni-Ulk zum festen Bestandteil des Lehrplans entwickelt hat.

Die Kämpfer-Namen der mit Plastik-Pocken übersäten Gladiatoren – 41 von 50 schafften es in die Hauptrunde – klangen kaum akademisch: „Vorsicht zerbrechlich“ trat an gegen „Trojanisches Häschen“, „Killer Herbie“ gegen einen Automaten mit dem kernigen Namen „Krachende Faust“.

Mit Robustheit und Angriffslust allein konnten die smarten Automaten es nicht sehr weit bringen. „Pure Kampfmaschinen“, erklärt Mitorganisator Fred Martin, 26, „wären uns zu brutal gewesen.“ Vielmehr verlangte das Reglement gewisse sportliche Fähigkeiten, zum Beispiel die Beherrschung von „Robo-Pong“.

er-Katapult nachgeladen wurde. Zielsicher beförderte der schnell rotierende Lego-Arm, angetrieben von einem eigenen Motor, die Bälle – plopp – in die gegnerische Hälfte.

Die Entwickler anderer Roboter hatten sich etwas einfallen lassen, um den Aktionsradius der Arme ihrer Automaten zu erweitern. Weil die Spielregeln verlangten, daß jede Maschine beim Start nicht mehr als 28,3 Kubikzentimeter messen dürfe, klappten einige ihren überlangen Tennisarm erst nach dem Startsignal aus, motorgesteuert.

Als gemeinsames Handikap der mit modernster Computertechnik bepackten Maschinchen erwies sich ihre extreme Lichtempfindlichkeit. So hätte bei der Vorrunde, als alle Roboter gemeinsam in der Arena präsentiert wurden, ein Fotograf beinahe ein mittleres